

81

Das entfesselte Schicksal.

Roman von Edouard Rod.

Während dieser Frist, in der Vermantes in schwebender Ungewißheit harrte, zog das Panorama seines Lebens an ihm vorüber, wie es soeben vor seinen Augen entrollt worden war, wie seine Kinder es gesehen hatten, seine Richter, seine ehemaligen Freunde, Unbekannte und Neugierige. Sicherlich hatten ihm in seinem wirklichen Leben diese dunklen Schatten, diese heftigen Töne gefehlt. Zu schnell, zu flüchtig war es dahingeschwunden, um Augenblicke abwägen zu lassen. Aber schneller noch hatte sich diese unvollständige Skizze entwickelt, große Teile fehlten ganz darin, und zwar die besten. Die Stunden, in denen er sich loyal, gütig, aufopfernd, selbstlos und großmütig gezeigt hatte, waren unerwähnt geblieben. Stunden, die dahingehen, ohne wie klares, vorbeischießendes Wasser eine Spur zu hinterlassen, während von den anderen, den schlechten, Schlamm zurückbleibt, wenn sie vorbeigezogen sind. Aber gerade diese, in denen er so wenig er selbst gewesen war, zeugten nun gegen ihn. Die anderen waren verschwunden. Niemand rief sie an; sie existierten selbst in seiner Erinnerung kaum noch. Hätten sie jemals existiert? Da unten jedoch in dem Saal, dessen Lärm bis zu dem engen Raum hindrang, wo er nun mit seinen Gendarmen wartete, wurde er von der Menge beurteilt. Morgen von anderen Leuten, den Lesern aller Zeitungen, tausend Unbekannten, deren Aufmerksamkeit sich einen Augenblick auf die Gerichtsnachrichten senkte, von seinen Arbeitern, Ingenieuren, Seelenten, Buchhaltern, Werkmeistern, dem ganzen Personal seiner zahlreichen Unternehmungen, der arbeitenden Menge, die er von fern, ohne sich zu zeigen, wie ein Gott regiert hatte, und da, ganz nahe, von seinen heißgeliebten Kindern, die bis jetzt niemals an ihm gezweifelt hatten, und schließlich von seinem Schwager, der ihn verachtete, nachdem er ihn vorher beneidet und gehaßt hatte; seiner Schwägerin und Nichte, die an Neugierlichkeiten hingen und für die die Form alles war. Er wußte das und richtete sich selbst und versuchte sich nicht mehr zu verteidigen, weder gegen andere noch gegen sich. Nach dem eben Gehörten schien ihm seine Katastrophe eine Art Gerechtigkeit. Nie in seinem Leben hatte er an einen Mord gedacht, und doch traf die entfesselte Nemesis in ihm keinen Unschuldigen. Er sühnte nicht das unfreiwillig begangene Verbrechen, sondern die Schwächen, die Schande, den Schmutz seines Lebens und bezahlte einen gewaltigen Preis für das, was andere so wenig kostete. Als ein von der Schicksalsgöttin erwähltes Opfer neigte er in resignierter Verzweiflung sein Haupt. Unwiderwillig hatte ihr Finger auf ihn gewiesen in der unübersehbaren Menge derer, die ihre Nachsicht unbefragt ließ.

7. Kapitel.

Als die Sitzung wieder eröffnet wurde, setzte Herr Motiers de Fraisse das Verhör fort.

„Im letzten Sommer verbrachten Sie drei Tage in Savoyen beim General. Wann war es?“

„Vom fünften bis achten Juli.“

„Sie besuchten ihn unter dem Vorwand, nachher zum Kurzgebrauch nach Aix zu gehen. Sie unternahmen diese Stur dann nicht. Können Sie uns eine Erklärung dafür geben?“

„Ich hatte keinen Vorwand nötig, um den General zu besuchen. Jedes Jahr war ich einige Tage bei ihm in La Combette. Im letzten Sommer litt ich an Rheumalismus und wollte deshalb nach Aix gehen. Ich hatte dort sogar schon eine Wohnung gemietet. Aber meine Arbeit zwang mich, diese Absicht aufzugeben, und ich bin direkt nach Paris zurückgefahren.“

„Was hat sich zwischen Ihnen und dem General während der drei Tage ereignet?“

„Nichts Besonderes.“

„Hatten Sie mit Ihrem Gastgeber irgendwelche ernstere Unterhaltung?“

„Nein, Herr Präsident.“

„Das Testament des Generals ist jedoch vom achtzehnten Juli datiert. Es ist demnach zehn Tage nach Ihrem Besuch

niedergeschrieben worden. Hat der General Ihnen nichts über seine Absichten mitgeteilt, als Sie bei ihm waren?“

„Kein Wort!“

„Die Testamentsfrage ist zwischen Ihnen nicht erörtert worden?“

„Es war nie die Rede davon.“

„Hätte der General zu jener Zeit noch andere Gäste?“

„Am ersten Abend waren einige Personen aus Aix zum Diner geladen.“

„Sie sind vom Untersuchungsrichter verhört worden, konnten aber nichts sagen, was zur Aufklärung des Tatbestandes hätte dienen können . . . — was taten Sie in der übrigen Zeit?“

„Wir plauderten, wir sind geritten und haben Billard gespielt und wir sind im Park spazieren gegangen.“

„Wovon sprachen Sie?“

„Von allem Möglichen, von Politik, von geschäftlichen Angelegenheiten, gemeinsamen Freunden, wie Leute miteinander plaudern, die froh sind, sich wiederzusehen, wenn sie sich auch nichts Besonderes zu sagen haben.“

„Sprachen Sie mit dem General von Ihren persönlicheren Schwierigkeiten?“

„Ganz bestimmt nicht. Ich war davon überzeugt, mich durch eigene Kraft in allen Ehren wieder flott zu machen. Der Gedanke, seine Hilfe nötig zu haben, ist mir nicht in den Kopf gekommen.“

„Wie können Sie also erklären, daß zehn Tage nach Ihrem Besuch der General die Idee hatte, Ihnen sein ganzes Vermögen zu vermachen? Sie standen doch in keinerlei Beziehung zu ihm und ohne jeden Grund hat er seine Neffen zu Ihren Gunsten enterbt.“

„Das kann ich nicht erklären. Wie sollte ich es können, da der General mir nie von seinen Absichten gesprochen hat. Selbst heute verstehe ich die Gründe noch nicht, die ihn dazu bestimmt haben. Ich sehe keinen anderen als die der Zuneigung, die er mir immer bezugte.“

„Schien Ihnen der General in La Combette schwach oder leidend?“

„Es ging ihm vorzüglich.“

„Jedoch hat Doktor Fänge, den wir gleich verhören werden, erklärt, daß der General ihn am Morgen seiner Ankunft in La Combette, am 16. Juni, rufen ließ. Er klagte über Schwindel.“

„Davon hat er mir nichts gesagt. Er war auch während meines Besuches nicht leidend.“

„Dachte er an Krankheit oder Tod?“

„Ich weiß nicht, ob er daran dachte. Gesprochen hat er nicht davon. Im Gegenteil, er machte auf längere Zeit hinaus Pläne, er wollte einen Flügel seines Hauses renovieren lassen. Er erzählte mir, er beabsichtige, am 1. September nach Paris zu reisen, drei oder vier Tage dort zu bleiben und bis zum Ende des Monats nach Vichy zu gehen. Er hat mich nach dem Bahnhof in Chambéry begleitet, mir bis an den Zug das Geleit gegeben und mich beim Abschied noch einmal erinnert, daß er mich wie immer zur Eröffnung der Jagd erwarte.“

„Hat er Ihnen in der Zwischenzeit geschrieben?“

„Einen kurzen Brief, um mir mitzuteilen, daß er am 21. August morgens ankäme und den Nachmittag bei mir bleiben wolle. Der General schrieb wenig.“

„Sie sahen ihn also am 31. August wieder?“

„Er kam um 5 Uhr zu mir. Er hatte mit seinen Freunden im Klub Mittag gegessen. Ich wollte ihn zum Abendbrot bei mir behalten, aber er war es vor, nach Saint Germain zu fahren, um sich zeitig schlafen zu legen. Die Reise hatte ihn angestrengt.“

„Ist er an jenem Tage lange bei Ihnen geblieben?“

„Nur einige Minuten.“

„Sie haben nichts Wichtiges geschrieben? . . . Wie in La Combette?“

„Nichts, Herr Präsident.“

„Und am Morgen darauf?“

„Am Morgen darauf bin ich zu gleicher Zeit mit den anderen Jägern angekommen. Ich traf niemand bei der Abreise und fuhr allein in meinem Abteil. Der General er-

wartete uns sehr vergnügt und munter. Er erzählte, daß er zeitig aufgestanden sei und diese Gewohnheit, bei der er sich stets wohlbefunden, schon sein ganzes Leben habe. Dann führen wir mit dem Wagen in den Wald.

„Nun erzählen Sie uns, was sich dort ereignet hat.“

Der Bericht über die Vorbereitungen zur Jagd stimmte, abgesehen derjenigen Punkte, in denen Herr d'Entraque Vermantes widersprach, mit der Anklageschrift überein.

„Der General wollte durchaus im Rückwechsel jagen?“ fragte der Präsident. „Nicht wahr, er bestand darauf?“

„Das tat er. Er setzte eine gewisse Koketterie darein, seine Widerstandskraft und Frische zu zeigen. Er erzählte mit Vorliebe, daß er seine Muskeln noch mit denen junger Leute messen könne.“

„Da Sie doch so gut mit ihm standen, hätten Sie ihm vorstellen können, daß diese Rolle gewöhnlich von jüngeren Jägern ausgeübt wird. Weshalb taten Sie es nicht?“

„Ach, Herr Präsident, ich hätte nicht gewagt, den General an sein Alter zu erinnern. Nichts war ihm unangenehmer, als sich als Greis behandelt zu sehen. Uebrigens war er sehr autoritativ und erlaubte keinen Widerspruch.“

Die Antworten wurden schnell und flott, ohne Zögern gegeben. Vermantes drückte sich mit vollkommener Ungezwungenheit aus. Ganz seiner Unschuld sicher, verblüffte ihn sein noch so eigentümliches Zusammentreffen. Aus seiner Stimme klang vollkommene Aufrichtigkeit. Er sprach wie jemand, der auf die Wahrheit baute und entglitt ohne Anstrengung dem Netz des Verhörs. Eine ziemlich lebhaftes Diskussion erhob sich über die Verteilung der Plätze. Hatte sich Vermantes selbst den Platz am äußersten Ende der Schützenlinie gewählt, um die Allee zu überwachen, durch welche der General kam oder hatte dieser, wie der Angeklagte versicherte, ihm seinen Stand angewiesen? Der Punkt blieb zweifelhaft.

„Wir wollen die Zeugen darüber hören,“ beschloß der Präsident, „in einem Punkt sind sie jedenfalls nicht mit Ihnen einig. Herr d'Entraque behauptet, daß er Sie die Ladung Ihres linken Laufes nach der Verteilung der Plätze wechseln sah; Sie dagegen jagen aus, daß Sie es erst taten, nachdem Sie „Hallo“ schreien hörten.“

„Ich behaupte es, weil es wahr ist. Uebrigens, wenn ich es selbst vorher getan hätte, was würde das beweisen? Mein zweiter Schuß ist oft scharf geladen. Manchmal hat es mir Spaß gemacht, auf einfache Kaninchen scharf zu schießen. Das ist Jägerliebhaberei.“

Der Präsident ließ die Hand durch den Bart gleiten, schüttelte den Kopf und bemerkte ironisch:

„Auf dieser Jagd sind viele Liebhabereien ausgeübt worden. Trotz seiner 75 Jahre muß der General im Rückwechsel jagen: Greisenliebhaberei! Sie nehmen Kugeln anstatt Schrot: Jägerliebhaberei!“

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Grabe eines 48er Revolutionärs.

Unter dem vorstehenden Titel ist bei Gustav Gohlke in Leipzig ein Buch neu herausgegeben worden, das Richard Wagner „furchtbar und mordbrennerisch aufregend“ nannte und das er nach seinem eigenen Geständnis „grabswegs gefressen“ hatte. Wenn einmal die Deutschen so weit kommen sollten, daß sie wirklich in ihrer eigenen Kultur leben, wird dieses Buch als ein erschütterndes Dokument jedem Gebildeten bekannt sein. Es stammt aus der Feder August Röckels, der einst königlicher Musikdirektor am Hoftheater in Dresden war und wegen seiner Beteiligung an den März-Ereignissen 1849 zum Tode verurteilt wurde, um dann zu lebenslänglichem Zuchthaus „begnadigt“ zu werden.

Lebenslänglich währte die Gefangenschaft nun freilich nicht, aber 13 Jahre hat August Röckel hinter Mauermauern schmachten müssen und davon 11 in einem Zuchthaus, das die Hölle bereits auf diese Erde brachte. Es liegt in der Natur der Sache, daß dieses mit dem Blut des Herzens geschriebene Buch seine Bedeutung auf zwei verschiedenen Gebieten finden muß. Es ist wichtig, bedeutungsschwer, groß als historisches Dokument; es ist wichtig, bedeutungsschwer, groß als ein graufiger Anklageruf aus der Nacht des Zuchthaus.

Daß der Verlag dieses bedeutende Buch neu herausgegeben hat, ist außerordentlich dankenswert. Noch dankenswerter aber wäre es gewesen, wenn er es mit einer historischen Einleitung in die politischen Zustände jener Tage versehen hätte. Der moderne Leser hätte dann den Hintergrund der Zeit greifbar vor Augen gehabt

und sein Verständnis wäre vertieft worden. Hier liegt eine Unterlassungsünde vor, die vielleicht in späteren Auflagen gut gemacht werden kann.

August Röckel war bereits als Schüler in Aachen in die widerlichen Fäulereien zwischen Katholiken und Protestanten eingeweiht worden und hatte dadurch eine gründliche Verachtung aller Formel- und Scheinreligion eingesogen. Anfang 1830 kam er nach Paris, wo er die Julirevolution an sich vorüberbrausen sah und die Führer der Bewegung kennen lernte. 1832 führte ihn sein Weg nach England, wo er an der großartigen Reformbewegung kennen lernte, wie die tiefgreifendsten staatlichen Umwandlungen sich leicht und friedlich vollziehen können, sobald die Regierung nur ihre Stellung als Dienerin des Staates begreift und die hieraus erwachsenden Aufgaben ehrlich vollzieht. Obwohl er nun unter den freien Institutionen dieses Landes heranzehrte und obwohl die Nachrichten, die aus Deutschland herüberdrangen, jammervoll waren, vermochte doch nichts das Heimweh seiner Brust zu vermindern, und 1838 kehrte er sehnsuchtsvollen Herzens in das langvermisste Vaterland zurück. Wie ein Mensch, der nie aus seinem engen Kreis herausgekommen ist, seine Träume in die Ferne zu verlegen pflegt, so verlegte Röckel, der von der Ferne umspült wurde, seine Träume in das Vaterland. Man wird gewöhnlich enttäuscht, wenn man den Ort aufsucht, wo man seine Träume angehebelt hat. Aber so furchtbar wie Röckel konnte doch nur ein Deutscher enttäuscht werden.

Die Schilderung, die er von dem vormärzlichen Deutschland bietet, das er bei seiner Rückkehr antraf, ist von geradezu klassischem Wert. Dieses herrliche gesegnete Land inmitten Europas zerrissen und zerlegt in einige hundert Stücke, die oft in weiter Entfernung von einander zu zehn und zwanzig einen Staat bildeten. Diese große, mit den höchsten Gaben des Geistes und des Herzens reich beschenkte Nation von 45 Millionen, zerfiel in nicht weniger als 36 verschiedene „Völker“, denen der deutsche Nachbar jenseits der bunten Grenzpfähle bereits ein „Ausländer“ war. An ihrer Spitze dieser maskeradehafte Mitternacht, dieser kindlich-feierliche Pomp, dieses ganze ebenso nichtige wie wichtigende Treiben der Höfe; diese hohle Aufgeblasenheit eines Adels, der statt dem Volk ein Führer und Vertreter zu sein, bei vollständigem Mangel aller ersten höheren Strebens sein Spiel nur mit Wänden und Kreuzen und Sternchen, mit Privatitäten der läppischsten, wenn nicht der verwerflichsten Art hatte; diese brutale Willkür der Regierungen nach innen, ihre Ohnmacht nach außen und ihr beräthliches Kriechen vor dem nordischen Schirmherrn, wie dereinst vor dem korbischen Eroberer; dieser profrige Uebermut des Militärs und Beamtenums; und all dem gegenüber dieser Mangel allen Selbstgefühls, diese Schafsgeduld und knechtische Ergebenheit des Volkes.

Schon dieser ganz allgemeine Charakter der deutschen Zustände mit seinem vollständigen Mangel an Scham und Würde, Pflichtgefühl und Rechtsachtung mußte den aus England heimkehrenden Röckel mit Ekel und Abscheu erfüllen. Es begreift sich darum leicht, daß seine Seele der gewaltigen erlösenden Bewegung der Märztage wonnestrunkent entgegenschlug und jubelnd den finsternen Alp abzuschütteln suchte, der sie so schwer bedrückte hatte.

Er beteiligte sich an der revolutionären Bewegung durch die Herausgabe von Flugblättern, von denen eins (ein „offener Brief an die Soldaten“) ihn eine Anklage und Unterjuchungshaft zugog. Als die Wahlen heranrückten, hatte die demokratische Partei ihn auf die Liste ihrer Kandidaten gesetzt, und der Wahlkreis Limbach bei Chemnitz sandte ihn als Abgeordneten in die Zweite Kammer. Aus der Untersuchungshaft wegen des „offnen Briefes an die Soldaten“ war er auf Grund einer Kaution entlassen worden, die ein unbekannter Bürge für ihn gestellt hatte. In seiner Eigenschaft als Abgeordneter war er nun zunächst vor einer Wiedererhaftung sicher, aber diese Sicherheit schwand, als eine Auflösung des Landtages drohte. Seine Freunde, insbesondere Bakunin, bewegten ihn, nach Prag zu gehen und sich dort mit den revolutionären Kräften in Verbindung zu setzen. Wie bitter die revolutionäre Stimmung ihn in Prag enttäuschte, soll hier nicht näher ausgeführt werden, genug, daß Bakunin sich von der vorhandenen revolutionären Energie völlig falsche Anschauungen gemacht hatte. In Prag erreichte ihn dann ein Brief Richard Wagners, der ihm meldete, daß in Dresden die Revolution wieder loszubrechen scheine, und sofort eilte Röckel zurück.

Wie er mit der Post durch Sachsen fuhr, fand er die Wege stark belebt. In allen Ortschaften war die Bevölkerung versammelt, um über ihre Haltung zu beraten und allenthalben hatte man sich bereits für die kräftige Unterstützung der Volksache entschieden oder war im Begriff, es zu tun. Schon in weiter Entfernung von Dresden vernahm man das Dröhnen der Geschütze, näherhin das Stürmen der Gloden und Knattern des Gewehrfeuers, bis endlich vor den letzten Anhöfen aus die Stadt selbst sichtbar wurde, aus der zwei Rauchsäulen in den hellen Nachhimmel emporstiegen: das alte Opernhaus, von einem Unbekannten angezündet, und ein von den Preußen in Brand gestecktes Privathaus standen in Flammen.

Es war am Sonntag, den 6. Mai nachmittags, als Röckel in Dresden eintraf, wo er sich sofort auf das Rathaus begab, um sich der provisorischen revolutionären Regierung zur Verfügung zu stellen.

In der Schilderung jener Tage der Verwirrung und des Kampfes findet er in seinem Buch bereite Worte für den wahrhaft erhebenden Charakter dieser großen Volksbewegung. Nicht nur, daß das Eigentum in keiner Weise bedroht wurde, selbst die Professionsdiebe (die es gerade in dieser Zeit so leicht gehabt hätten

schlenen aus Dresden verschwunden zu sein. Der Gesunkenste fühlte, daß es hier einer großen heiligen Sache gelte, die nicht entweißt werden dürfte; was ihm längst entschweben war: der Ehrgeiz, die Selbstachtung erwachte wieder in seiner Brust, und er hubigte der Freiheit durch die Ueberwindung seiner selbstischen Gefühle.

Dieser veredelnde Einfluß einer allgemeinen, Geist und Herz aufs tiefste ergreifenden Volksbewegung befandete sich nicht etwa erst im Augenblick des entscheidenden Kampfes, sondern hatte seine wunderbare Macht gleich von Anfang an befundet. Die nicht zu bestechende Kriminalstatistik liefert in dieser Beziehung die trefflichste Erläuterung zu den läugerischen Klagen der Reaktion, nach denen ein steigender Verfall von Tugend und Recht, eine allgemeine Demoralisation die nächste Folge derartiger revolutionärer Bewegungen sein sollte. In Sachsen war von den Märztagen 1848 bis zur Mitte 1849 nicht ein Mord vorgekommen, während vor wie nach dieser Periode kein Jahr verging, das nicht 8 bis 10 und mehr solcher Bluttaten zu verzeichnen hatte. Auch die Zahl der Eigentums- und sonstiger Verbrechen war auf weniger als zwei Drittel herabgesunken, und das gleiche wurde durch ganz Deutschland beobachtet. In keinem von den Volkstreibern besetzten Hause wurde das geringste entwendet oder mutwillig beschädigt, während die Soldaten der Reaktion sich Mord und Plünderungen zuschulden kommen ließen.

Inmitten dieses ganzen Kampfes ereilte Ködel nun das Schicksal, das ihn auf 13 Jahre in die Gefangenschaft und auf 11 Jahre in die Nacht des Zuchthauses bringen sollte. Er war auf den Einfall geraten, die Barrikaden mit Bedkränzen zu bestücken, die im Falle der Not angezündet werden sollten, um die Soldaten am Vordringen zu hindern, und die provisorische Regierung beauftragte ihn, diese Bedkränze herzustellen. Noch bevor aber die Verfertigung begonnen hatte, wurde der Befehl widerrufen; einige biedere Dresdener Bürger sahen bereits die ganze Stadt von den Bedkränzen angesteckt, und so unterblieb die Sache. Nichtsdestoweniger aber waren es diese im Heim erstickten Bedkränze, die nicht nur den Hauptgrund für die spätere Todesstrafe lieferten, sondern auch die Unterlage für reaktionäre Verleumdungen bilden mußten. Aber wie haltlos auch die Anlage der Reaktion war: es änderte nichts daran, daß Ködel, der von Soldaten aufgegriffen wurde, als er einen Zug revolutionärer Kämpfer aus der Umgegend in die Stadt führen wollte, in aller Form des Rechts zum Tode verurteilt und dann zu lebenslänglichem Zuchthaus „begnadigt“ wurde. Von jenem erschütternden Anlageruf, den er aus der Nacht des Zuchthauses ertönen ließ, ein anderes Mal.

Erich Schiafjer.

Die Musik des Untergangs.

Aus dem Chinesischen.

Von Tson Ping Schou und Leo Greiner.

Zur Zeit, als der König von We, Ping Kung, eben neu gekrönt worden war, begab er sich persönlich zu dem Nachbarkönige Ping Kung von Tin, um ihm seinen Besuch abzustatten. Denn dieser hatte einen Palast von solcher Pracht aufzuführen lassen, daß die Fürsten aller Länder zu ihm kamen, ihm Glück zu wünschen. Der Palast aber hieß Seki. Als nun Ping Kung auf seiner Fahrt an den Pufluß kam, nahm er in einem Gasthof Nachtquartier. Doch vermochte er nicht einzuschlafen, obwohl es schon mitten in der Nacht war. Es klang ihm in den Ohren, als höre er die Töne einer Zither. Er warf einen Mantel um, sah im Weite auf, begrub sich in die Kissen und horchte hinaus. Die Klänge waren sehr leise, aber wohl zu unterscheiden. Nie hatte er dergleichen gehört; es war eine Tonart, wie es sie noch nicht gegeben hatte. Er fragte das Gefolge, aber alle sagten aus, sie hörten nichts.

Ping Kung war der Musik gewohnt und liebte sie. Nun besaß er einen Hofmusikus, Nian mit Namen, begabt, neue Tonarten zu erfinden und die Melodie der vier Jahreszeiten so zu setzen, daß es Frühling, Sommer, Herbst und Winter schien, wenn er spielte. Deshalb liebte ihn Ping Kung sehr und nahm ihn unbedingt mit, wo immer er sich aufhielt. So schickte er denn jetzt das Gefolge, Nian zu rufen. Nian kam. Das Lied draußen war noch nicht zu Ende. „Hörst Du es?“, fragte Ping Kung, „es klingt wie die Musik der bösen Geister.“ Nian lautete gespannt, nach einer Weile wurde es still. „Ja, keine die Melodie schon im allgemeinen“, sagte Nian. „Noch eine Nacht brauche ich, so kann ich sie aufschreiben.“ So blieb denn Ping Kung noch eine Nacht am Orte. Um Mitternacht begann das Lied der Zither wieder zu tönen. Der Hofmusikus nahm seine Zither und übte, bis er zuletzt des Liedes Schönheiten vollkommen in sich aufgenommen hatte.

Als sie nun in Tin ankamen, huldigten und glückwünschten und die Zeremonien beendet waren, ließ Ping Kung auf der Sekiterrasse ein Festmahl rüsten. Man hatte schon reichlich von Weine genossen, da sagte Ping Kung: „Gangst hörte ich, daß Ihr in We einen Musikus namens Nian habt, der begabt sein soll, neue Tonarten zu erfinden. Ist er jetzt nicht hier?“ „Er ist im Erdgechoß unter der Terrasse“, erwiderte Ping Kung. „So bitte ich Euch, ihn um meinetwillen herzurufen“, entgegnete Ping Kung. Ping Kung rief, da kam Nian auf die Terrasse hinauf. Gleichzeitig ließ Ping Kung auch seinen eigenen Hofmusikus Kuang kommen: dieser war

blind, ein Führer geleitete ihn hinauf. Die beiden warfen sich an der Treppenschwelle nieder und begrüßten die Fürsten. Da fragte Ping Kung: „Sagt an, Nian, welcherlei neue Tonarten gibt es in letzter Zeit?“ Nian berichtete: „Unterwegs“, sagte er, „vernahm ich gelegentlich etwas Neues. Ich hätte gern eine Zither, um es Euch vorzuspielen.“

Sogleich befahl Ping Kung dem Gefolge, einen Tisch bereitzustellen, die alte Zither herbeizubringen und vor Nian hinzulegen. Nian stimmte zuerst die sieben Saiten, dann begann er die Finger zu regen und spielte. Schon nach wenigen Tönen lobte Ping Kung die Melodie. Diese aber war noch nicht zur Hälfte gediehen, da legte der blinde Musikus Kuang die Hand auf die Zither und sprach: „Diese Melodie des Reichsunterganges sollt Ihr nicht spielen. Laßt ab davon!“ „Was meint Ihr damit?“ fragte Ping Kung. Da antwortete Kuang: „Als die Zeit der vergangenen Dynastie zu Ende ging, erfand ein Musiker namens Jang eine Tonart, die den Namen Weine trägt. Es ist diese. Der Kaiser Tschu hörte sie und vergaß darüber seine Würdigkeit. Aber bald darauf wurde er von dem Fürsten Wuwang gestürzt, da stoh der Musiker Jang mit seiner Zither gen Osten und sprang in den Pufluß. Wenn nun einer, der die Musik liebt, dort vorüberkommt, so tönt diese Melodie aus dem Wasser heraus. Nian hat sie unterwegs gehört, es kann nur am Pufluße gewesen sein.“

Ping Kung wunderte sich heimlich über die Wahrheit dieser Rede, Ping Kung aber fragte: „Was kann es schaden, dieses Lied einer gestürzten Dynastie zu spielen?“ „Tschu verlor das Reich durch hünliche Musik“, erwiderte Kuang, „dies ist eine Melodie des Unheiles, man soll sie nicht spielen.“ „Ich aber liebe die neue Musik“, rief Ping Kung, „Nian soll mich das Lied zu Ende hören lassen.“ Da stimmte Nian abermals die Saiten und beschrieb in seinem Spiel alle Zustände der Seele von Ruhe und Bewegung. Es war wie Aeden und Weinen. Ping Kung, freudig erregt, fragte Kuang: „Wie nennt sich diese Tonart?“ „Sie nennt sich Tjing Schang“, erwiderte Kuang. „Tjing Schang ist wohl die traurigste von allen“, sagte Ping Kung. „Tjing Schang ist wohl traurig“, entgegnete Kuang, „aber noch trauriger ist die Tonart Tjing Tse.“ Da fragte Ping Kung: „Kann ich Tjing Tse zu hören bekommen?“ „Unmöglich“, fiel ihm Kuang ins Wort. „Wenn frühere Herrscher Tjing Tse zu hören bekamen, so waren es tugendhafte und aufrichtige Männer. Heute ist der Herrscher Tugend gering, sie dürfen diese Tonart nicht vernehmen.“ „Ich aber brenne in Leidenschaft für neue Musik“, rief Ping Kung, „Du darfst es mir nicht verweigern.“

Da konnte Kuang nicht anders, nahm die Zither und spielte. Kaum war der erste Satz zu Ende, so kam eine Schar schwarzer Störche von Süden herangeflogen und sammelte sich auf den Toren und dem Gebälk des Palastes. Man konnte sie zählen, es waren acht Paare. Kuang spielte weiter. Da schlugen all die Störche die Flügel und sangen. Dann ließen sie sich in Reihen auf der Treppe zur Terrasse nieder und standen acht und acht auf jeder Seite. Kuang spielte den dritten Satz. Die Störche reckten die Hälse, sangen, schlugen die Flügel und tanzten. Hochauf schallte die Melodie bis zum Himmel und der Milchstraße. Ping Kung klatschte in die Hände in großartigem Ergözen, all die menschenvollen Tische schwoollen vor Freude, oberhalb und unterhalb der Terrasse tanzten und sprangen alle Zuschauer, das Schauspiel zu bewundern. Ping Kung ergriff einen Pokal von weichem Edelstein, angefüllt mit dem köstlichsten Weine, und reichte ihn eigenhändig dem Kuang, der ihn leerte. Dann seufzte Ping Kung und sprach: „Bis zum Tjing Tse geht es, Höheres aber gibt es nicht.“ „Noch Höheres gibt es“, erwiderte Kuang, „es ist dies die Tonart Tjing Nian.“ Ein tiefer Schreden durchfuhr Ping Kung: „Gibt es noch Höheres als Tjing Tse, warum läßt Du mich nicht hören?“ „Tjing Nian“, sagte Kuang, „kann wieder nicht mit Tjing Tse verglichen werden. Ich wage nicht, es zu spielen. In grauer Vorzeit sammelte der Kaiser Kung Zi Dämonen und Geister auf dem Berge Taischau. Er fuhr auf seinem Elefantwagen und hatte Krokodile und Drachen davor gespannt. Der Paladin Bi Hang war sein Begleiter, der Paladin Tse Ju sah vorn. Der Windfürst segte den Staub vor ihm, der Regenmann begoß ihm die Straßen, Tiger und Wölfe schritten voran, Dämonen und Geister folgten hinterdrein. Riesige Schlangen lagen auf dem Weg, Phönixe bedeckten den Himmel. Da erglann eine große Versammlung der Dämonen und Geister die Tonart Tjing Nian. Seither hat sich die Tugend der Fürsten vermindert, sie vermögen nicht mehr, die Dämonen und Geister zu fetten, und das Menschenreich ist vom Geisterreich gänzlich abgetrennt. Wenn man diese Tonart spielt, so sammeln sich wieder die Dämonen, und es gibt Unheil und kein Glück mehr.“ Ping Kung aber rief: „Bin ich nun schon so alt, so will ich wahrlich einmal die Tonart Tjing Nian hören. Ist es mein Tod, so werd ich es nicht bereuen.“ Kuang weigerte sich hartnäckig, Ping Kung jedoch sprang auf und zwang ihn zwei- und dreimal.

Da vermochte Kuang nicht länger zu widerstehen, nahm wieder die Zither und spielte. Beim ersten Satze kamen schwarze Wolken aus der westlichen Himmelsrichtung heran, beim zweiten erhob sich ein jäher Sturm, zerriß die Vorhänge und Decken und warf die Pokale und Keller vom Tisch. Dachziegel flogen durcheinander, die Säulen der Terrasse zerbarsten. Dann erscholl ein schneller Donner und ein Schlag. Ein gewaltiger Regen ergoß sich und setzte die Terrasse einige Tschu tief unter Wasser. Im Innern der Terrasse verbreitete sich die Blut und das Gefolge stoh vor Schreden. Ping

Mung und Ring Mung verbargen sich ängstlich hinter der Tür eines Nebenzimmers. Endlich hörte der Sturm und Regen auf. Das Gefolge sammelte sich allmählich wieder und stürzte die beiden Fürsten, als sie die Terrasse bestiegen. In der gleichen Nacht aber befahl Ring Mung ein tiefer Schreden, sein Herz begann zu pochen, er verfiel in Krankheit, seine Gedanken verwirrten sich, sein Wille wurde gelähmt, bis ihn bald darauf der Tod überfiel und tötete.

Kleines feuilleton.

Dichtung und Wahrheit.

Das Dienstmädchen der Madame Bovary. In St. Germain-des-Éssours, nicht allzufern von Rouen, starb in diesen Tagen eine kleine verwitwete alte Frau, Augustine Mönage, die der Literaturgeschichte angehört. Denn einst, vor mehr als 60 Jahren, war sie das treue Dienstmädchen der Mme. Delphine Delamare in Rouen, des Urbildes der armen Emma Bovary, die Flauberts berühmter Roman unsterblich gemacht hat. Und die alte Augustine, die jetzt als Neunzigerin zur Ruhe ging, war die Felicité des Romans. Ihr Tod ist gewiß kein europäisches Ereignis; aber wenige Monate vor ihrem Ableben erzählte sie Georgette Leblanc-Maeterlinck noch einige Erinnerungen aus jener Zeit, die für die Literaturgeschichte nicht ohne Interesse sind. Georgette Leblanc hat in ihrem erst vor kurzem erschienenen kleinen Buche „Eine Pilgerfahrt im Lande der Mme. Bovary“ eine Reihe von Beobachtungen, Nachforschungen und Gesprächen gegeben, die vor allem interessieren, weil sie einen Einblick in das Schaffen Flauberts geben. Denn es zeigt sich dabei, daß nicht nur das Urbild der Emma Bovary wirklich gelebt hat, sondern daß ausnahmslos alle Gestalten des berühmten Werkes wirklich existierten und daß die Schilderung Flauberts in allen wesentlichen Zügen mit der Wirklichkeit übereinstimmt. Das Dorf Ay gleicht einer Pontville-l'Abbaye, das Gasthaus zum „Goldenen Löwen“ existiert als Hotel de Rouen, noch heute kann man die Apotheke des Herrn Homais besuchen und auch das Haus der Bovarys steht noch und wird heute von einem Tierarzt bewohnt. Noch merkwürdiger aber ist der Umstand, daß alle Dorfbewohner das berühmte Werk Flauberts kennen, wirklich kennen und darauf sehr stolz sind. Der Schullehrer hat Vorträge über das Buch gehalten, in einem Laden findet man Ansichtspostkarten der Stätten, in denen Emma Bovary lebte und litt. Die Zeit ist vorüber, da die Familie in Folge des Stands der Inschrift vom Grabe der Heldin Flauberts entfernte, jene Inschrift, die da lautete: „Hier ruht Mme. Delamare, geborene Delphine Couturier, sie war eine gute Gattin und eine gute Mutter“. Und verwunderlich ist nur, daß die Gemeindeverwaltung diese entfernte Grabstätte nicht wiederherstellen ließ.

Das Urbild der armen Emma Bovary ist heute in ihrem Heimatlande eine lokale Berühmtheit. Ein Kreis erinnert sich noch, daß er bei ihrem Begräbnis im Jahre 1848 als Chorlaube die Glocke läutete. Und mit Bedauern erzählt ein anderer, daß sie seiner Familie einst ein Halsstuch schenkte. „Leider nahmen wir es in Gebrauch; ach, wenn wir gewußt hätten, wie wertvoll es später werden könnte!“ Georgette Leblanc hat eine Anzahl alter Frauen des Dorfes nach ihren Erinnerungen befragt. „Rodolphe?“ erzählte eine, „gewiß, er wohnte in Guichette; aber er war nicht der erste, nach ihm kam Léon und auch ein Bruder von Léon.“ Und der Dunkel meines Mannes“, berichtete eine andere, „er war ein großer schöner Junge und sie wollte ihn von seinen Pflichten ablenken.“ Und eine dritte weiß noch zu berichten: „Sie wissen gewiß nichts davon, daß sie vor ihrem Selbstmord auch ihren armen Mann zu vergiften suchte.“ Alle Modelle hat Flaubert genau der Wirklichkeit entnommen und der Wirklichkeit gehoramt gestaltet; nur das Fabel der Wirklichkeit schied sein künstlerischer Sinn aus. Der Rodolphe des Romans beging später in Paris auf offenem Boulevard Selbstmord infolge von Verlusten, mit denen Emma Bovary nichts zu tun hatte; und Léon starb vor zwei Jahren in Veauvais als wilder Notar.

Die Felicité des Werkes, die nun gestorbene Augustine Mönage, erinnerte sich noch genau ihrer einstigen Herrin. „Ach, sie war so schön und so gut“, erzählte sie Georgette Leblanc. „Und der Doktor war nicht schlimm, aber er war nichts für sie, für so ein schönes Fräulein.“ So zart war sie, und so viel wie sie wußte! Sie war die schönste Frau des Departements. Und eine Stimme hatte sie, so sanft, daß man keines ihrer Worte vermissen konnte. Und sie langweilte sich so, die arme Kleine. Sie war doch so jung. Man mußte sie nur sehen, wenn ihr Verehrer morgens kam. „Entführe mich“ sagte sie ihm, „bringe mich fort, wenn Du nicht willst, daß ich unkomme.“ Und er antwortete immer: morgen! Die alte Augustine hatte auch Flauberts Buch gelesen. „Ich kann Ihnen nichts sagen, weil Sie auch das Buch kennen“, meinte die Alte, „alles was darin steht, ist wahr.“ Und nur Emmas Tod, so erklärte Augustine, „der war viel trauriger als in der Geschichte.“

Geschichtliches.

Deutsches Geschäftsleben vor 100 Jahren. Ueber dieses Thema machte dieser Tage Dr. Max Osborn in einem Vortrage, den er in der Berliner Handelskammer hielt, interessante

Mitteilungen. Handel und Wandel verliefen vor 100 Jahren in recht ruhigen Bahnen, und das moderne Hasten und Treiben war noch unbekannt. Sehr charakteristisch ist es, daß es vor 100 Jahren in Berlin z. B. noch keine Schaufenster gab. Die Häuser, in denen Geschäfte unterlunten gefunden hatten, unterschieden sich äußerlich von den gewöhnlichen Wohnhäusern so gut wie gar nicht. Höchstens war die Tür etwas gefälliger ausgestattet und über ihr stand der Name des Geschäftsinhabers. In den meisten Fällen war nicht einmal hinzugefügt, was es zu kaufen gab. Man setzte voraus, daß dies der Kundschaft schon selbst bekannt sein würde. Nur wer eine besondere Reklame machen wollte, hing etwa ein Schild heraus, auf dem irgendein symbolisches Bild sein Gewerbe andeutete. So befand sich an dem Hause einer Alt-Berliner Kolonialwarenhandlung ein Schild mit einem Segelschiff, zur Erinnerung an die überseeischen Länder, aus denen die Produkte kamen. Auch die Geschäftspropaganda vollzog sich damals in den bescheidensten Formen. Auf ihre Reklamemethoden pflanzten manche Firmen weiter nichts als das Bild ihres Hauses zu setzen. Freilich war die künstlerische Ausstattung dieser Druckfachen überaus geschmackvoll und gefällig, was auch für die alten Kurzschriftler gilt, die den Stand der Wertpapiere an der Berliner Börse anzeigten. Obwohl die Schaufenster, die heute das Stadtbild in erster Linie charakterisieren, noch fehlten, trat das Geschäftsleben dennoch in der Öffentlichkeit vielfach hervor. Die öffentlichen Verkaufsstände gaben dem Treiben auf den Straßen einen südlichen Anstrich, und dasselbe gilt von den vielen Straßenhändlern, die, laut ihre Waren anpreisend umherzogen. Von großer Bedeutung waren die Märkte, auf denen ein bedeutender Teil des Warenverkehrs konzentriert war. In Berlin wurde z. B. auf dem Alexanderplatz ein reich besuchter Wollmarkt abgehalten, und auf einer Karifatur jener Zeit sehen wir die behäbigen Wollhändler, wie sie auf ihren vollen Säcken sitzen. Für den geringen Unternehmungsgeist, der damals in deutschen Handelsstand vorhanden war, ist das Schicksal der ersten Berliner Gewerbeausstellung bezeichnend, die einige Jahre nach den Befreiungskriegen eröffnet wurde. Aus ganz Preußen waren nur — 1000 Objekte auf die Ausstellung geschickt worden; denn die meisten Fabrikanten scheuten sich noch, ihre „Geheimnisse“ der Öffentlichkeit preiszugeben, und so zogen sie es vor, in Berlin gar nicht vertreten zu sein. Die Abgabemöglichkeiten waren ja auch überaus beschränkt. So wurde z. B. die Leibwäsche noch durchweg im Hause selbst genäht, und wenn sich tatsächlich ein Geschäft fand, das fertige Oberhemden feilbot, so verlangte es ungeheuerliche Preise. Erst ganz allmählich hat sich das deutsche Geschäftsleben aus diesen bescheidenen Anfängen entwickelt, bis dann die letzte Generation den gewaltigen Aufschwung des deutschen Handels brachte.

Technisches.

Die Entwicklungsstufen des Streichholzes. Nachdem das Streichholz im vorigen Jahre die Hundertjahrfeier seiner Erfindung hat begehen können, sieht es sich jetzt durch die Einführung des elektrischen Lichtes und der schier unzähligen Muster von Selbstzündern in seiner bisherigen Welt Herrschaft bedroht. Wenn auch noch geraume Zeit vergehen dürfte, ehe das Streichholz ganz verdrängt sein wird, so muß wenigstens mit einer Möglichkeit dieser Entwicklung gerechnet werden. Haben doch unsere Vorfahren sicher ebensowenig eine Vorstellung davon gehabt, daß ihre alten Arten von Feuerzeug einmal völlig überwunden werden würden, wie wir es auch heute für das Streichholz immer noch als unwahrscheinlich annehmen möchten. Das Jubiläum des Streichholzes ist übrigens vielleicht nicht ganz zur rechten Zeit begangen worden. Fischer hat im Journal für Gasbeleuchtung nachgewiesen, daß in Paris schon im Jahre 1805 Versuche mit der Herstellung von Streichhölzern aus weißem Phosphor gemacht worden sind. Ueberhaupt sprang das Streichholz nicht so vollendet hervor wie Athene aus dem Haupte des Zeus. Die älteste Vorrichtung war höchst umständlich. Sie wurde von dem Franzosen Chancel erdacht. Die Hölzchen, die am Ende einen Leberzug von chloraurem Kali und Schwefel oder Zucker besaßen, mußten dabei in ein Glas gehalten werden, das mit einer Masse von Asbest, in Schwefelsäure getränkt, angefüllt war. Dabei erfolgte die Entzündung infolge der Reaktion zwischen Salzsäure und Schwefel. Man nannte diese Erfindung Zimmerschloßhölzer, im Gegensatz zu den fast gleichzeitig auftretenden Reibhölzern. Sie gewann aber nur eine geringe Verbreitung, da es weder angenehm noch unbedenklich war, ein Fläschchen mit Schwefelsäure bei sich zu tragen. Im Jahre 1832, noch vor den Phosphorzündhölzern, wurde von Jones eine Art von Sicherheitszündhölzern erfunden, deren Zündmasse aus drei Teilen chloraurem Kali und einem Teil Schwefelantimon bestand und durch Reibung zwischen zwei Streifen rauhen Papiers entzündet wurde. Die Phosphorzündhölzer kamen dann 1832 auf eine sichere Grundlage. Ihre allzu leichte Entzündlichkeit wurde durch einen Firnisüberzug gedämpft. Ihre Herstellung war jedoch so gefährlich, daß sie in manchen Städten ganz verboten wurde. Nachdem Schröter 1845 den roten Phosphor entdeckt hatte, fand drei Jahre später der Deutsche Wöttcher die Formel, die bis auf den heutigen Tag für die Sicherheitszündhölzer maßgebend geblieben ist.